

MARTINA NOBLE | WERNER DIEFENTHAL
KAMPF UM DIE FREIHEIT



Gewalt des Glaubens

Dritter Teil:

Kampf um die Freiheit

Von Martina Noble / Werner Diefenthal

Buchbeschreibung:

In Münster geraten Anna und Markus in Lebensgefahr, als sie in einen Glaubenskrieg hineingezogen werden. Auch ein alter Feind trachtet ihnen weiterhin nach dem Leben. Gemeinsam nehmen sie den Kampf auf, doch Anna hütet ein Geheimnis, das am Ende alles zerstören könnte.

Über die Autoren:

Martina Noble:

Geboren 1979 in Mainz, liebt sie seit frühester Kindheit, Geschichten zu erzählen und zu schreiben. Seit 2014 schreibt sie gemeinsam mit Werner Diefenthal und hat mehrere Bücher mit ihm veröffentlicht.

Werner Diefenthal:

Geboren 1963 im Rheinland, schreibt seit mehreren Jahren und veröffentlichte 2010 seinen ersten Roman. Seit 2014 hat er mit Martina Noble eine Schreibpartnerin, mit der er gemeinsam mehrere Romane veröffentlicht hat.

Unsere Coverdesignerin:

Sandra Limberg:

Geboren 1982, Gesichterzauberin und kreativer Kopf. Gehört fest zum Team und erstaunt die Autoren immer wieder mit ihren Ideen und den Covern. Hauptinitiator des Großprojektes »Nebelreise«.

Impressum

c/o

Papyrus Autoren-Club,
R.O.M. Logicware GmbH
Pettenkoferstr. 16-18
10247 Berlin.

Telefon: +49 1752672918

Werner.Diefenthal@trio-ars-sistendi.com

www.trio-ars-sistendi.com / www.martina-noble.com / www.wdiefenthal.de /
<http://sollena-photography.de/>

Titelbild und Covergestaltung:

Sandra Limberg

<http://www.sollena-photography.de>

Titelmodels:

Cindy Schmidt

<http://www.facebook.com/cinnamonmodel/>

Tim Damen

https://www.instagram.com/timbo_td/

Unsere Models wurden eingekleidet von:

Andrea Fahrbach

Gewandfantasien

www.gewandfantasien.de

Logo- und Webseitengestaltung für Werner Diefenthal:
monikakloepfelt – agentur für werbung, marketing & pr

<http://monikakloepfelt.jimdo.com>

Jeglicher Nachdruck, auch auszugsweise, bedarf der vorherigen Zustimmung
durch die Autoren.

Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden, ebenso die Personen mit
Ausnahme der historisch verbrieften. Jegliche Ähnlichkeit darüber hinaus mit
lebenden oder verstorbenen Personen oder möglichen wahren Begebenheiten
ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.



Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Werner.Diefenthal@trio-ars-sistendi.com

www.trio-ars-sistendi.com / www.martina-noble.com / www.wdiefenthal.de /
<http://sollena-photography.de/>

Vorwort

Mit »Kampf für die Freiheit« schließen wir die Trilogie rund um Markus und Anna ab. Ich hoffe, ihr hattet beim Lesen so viel Freude wie wir beim Schreiben.

Als wir uns im Vorfeld Gedanken zur Handlung gemacht haben, war uns klar, dass es nicht so einfach werden würde. Schließlich wollten wir ja, wie bereits bei »Im Schatten des Todes« wieder einen realen geschichtlichen Hintergrund als Rahmen mit einbauen. Bei unseren Recherchen zu Themen der Zeit stolperten wir dabei über das Thema der Wiedertäufer, das uns zunächst einmal überhaupt nichts sagte.

Doch je tiefer wir uns eingearbeitet haben, desto mehr kam uns zu Bewusstsein, dass diese Thematik erschreckende Parallelen zu Ereignissen aufweist, die sich in den letzten Jahren zugetragen haben.

Einige, nennen wir sie Fanatiker, nahmen für sich in Anspruch, die Worte des Allmächtigen als Einzige richtig zu deuten und versuchten, ein neues Reich Gottes zu erschaffen. Das passte wiederum denen nicht, die dieses Recht für sich selber in Anspruch nahmen. Und so kam es, wie es kommen musste: Krieg, Mord, Elend.

In diesen Rahmen haben wir unsere Protagonisten gesetzt und ihre Schicksale mit den geschichtlichen Ereignissen verknüpft. Es ist der Dramaturgie geschuldet, dass wir manches dabei zeitlich gerafft haben. Ich hoffe, die Historiker unter euch verzeihen uns dies.

Wir haben uns bemüht, so weit es möglich war, an die Fakten zu halten und auch die historisch verbrieften Persönlichkeiten so gut wie möglich zu beschreiben. Jeder, der sich mit geschichtlichen Recherchen befasst, weiß, wie schwierig es sein kann, verlässliche Quellen zu finden.

In unserem Fall waren diese teilweise widersprüchlich und auch unvollständig.

Tatsache ist, dass man versucht hat, in Münster ein neues Gottesreich zu errichten, welches dann in Strömen von Blut unterging. Alle Gespräche, die wir die Personen führen lassen, sind frei erfunden. Auch unsere Protagonisten sind eine reine Ausgeburt unserer Fantasie. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Dies gilt ganz besonders für die Figur des Inquisitors Ferdinand von Ravensburg. Er steht stellvertretend für alle Inquisitoren, die jemals irgendwann irgendwo auf der Welt ihr Unwesen getrieben haben.

Auch sind Charakterzüge der historischen Personen, die auftreten, vielleicht nicht immer zutreffend. Wir haben uns bemüht, sie so darzustellen, wie es die Quellen beschreiben. Es ist nur leider schwierig, noch lebende Zeitzeugen zu finden.

Wie dem auch sei, wir hoffen, ihr habt auch an diesem Band Vergnügen und dass ihr uns weiter empfiehlt und treu bleibt.

Werner, Martina & Sandra

Danksagung

Die darf natürlich auch nicht fehlen. Ich habe von einer Leserin dazu folgendes Feedback erhalten:

»Es ist mir egal, wo die Danksagung steht, die lese ich immer als Erstes, weil ich die immer interessant finde.«

Danke, Carmen.

Vielleicht hat es der ein oder andere schon mitbekommen: Aus dem Duo ist mittlerweile ein Trio geworden. Unsere Gesichterzauberfee und Coverkünstlerin Sandra Limberg ist jetzt ein fester Bestandteil der Truppe. Daher rührt auch unser neuer Name: Trio Ars Sistendi (Die Kunst des Darstellens) Und da sind große Dinge in Arbeit.

Doch erstmal wieder »Danke Sandra« für all die tollen Cover, für deine Geduld, deine Zeit und dein Vertrauen.

Weiterhin auch »Danke« an Cindy und Tim, unsere Anna und unser Markus.

Ein riesiges Dankeschön auch an Andrea Fahrbach von Gewandfantasien, die uns mit den passenden Outfits versorgt hat, sowie an die evangelische Kirchengemeinde Oppenheim, dass wir in ihrer wunderschönen Kirche fotografieren durften.

Ansonsten: Danke an alle Neider und Zweifler, die uns letztlich nur darin bestärken, weiterzumachen. Neid muss man sich eben erarbeiten.

Prolog

Gutshof von Marie und Matthias, August 1536

Markus zuckte zusammen. War da nicht ein Geräusch in der Dunkelheit gewesen? Langsam streckte er sich nach seinem Schwert, das wie immer griffbereit neben ihm lag. Aber eine Hand legte sich auf seinen Arm.

»Sachte, ich bin es, Matthias«, erklang eine ruhige Stimme.

Markus fuhr hoch.

»Ist etwas geschehen?«

»Ich brauche Max«, entgegnete sein früherer Lehrmeister.

»Er liegt da hinten, neben den Pferden.«

Matthias tappte im Halbdunkel zu dem Hünen, schüttelte ihn.

»Max, ich brauche deine Hilfe.«

»Was los?«, brummelte dieser noch im Halbschlaf.

»Eine Stute fohlt, aber es will nicht kommen.«

Im Nu war Max hellwach. Wenn es etwas gab, auf das er sich verstand, dann waren es Pferde. Er sprang buchstäblich auf.

»Wo ist Mama Pferd?«

»Komm mit.«

Markus folgte den beiden in einen anderen Stall. Schon vor dem Tor hörte er die heiseren Schmerzensschreie des Tieres. Da stimmte etwas nicht, das war ihm sofort klar. Pferde blieben bei der Geburt völlig stumm.

Max ging zu dem Pferd hinüber, das mit Schaum vor dem Maul und zitternden Beinen im Stroh lag. Behutsam legte er ihm eine Hand auf die bebenden Nüstern.

»Ruhig, Mama Pferd, ganz ruhig. Lass Max sehen, was mit kleinem Pferd ist.«

Das Tier beruhigte sich unter den streichelnden Händen und dem sonoren Klang der Stimme ein wenig, stieß ein heiseres Wiehern aus. Max' Hände tasteten langsam über den Hals, weiter zu dem aufgetriebenen Leib. Matthias und Marie, die mit verquollenen Augen daneben stand, staunten, welche Sanftheit dieser Riese an den Tag legte.

»Alles Gut, Mama Pferd. Max holt dein kleines Pferdchen, kann ja nich in Bauch bleiben. Muss auf Erde.« Er sah zu Markus und Matthias. »Ihr müsst Pferd vorne halten, darf sich nicht stellen! Wenn sich Pferd hinstellt, Kind und Mama sterben! Marie, ich brauche deine Hilfe!«

Wenn Max auch sonst sehr zurückhaltend war, so klang seine Stimme in diesem Moment befehlsgewohnt. Er schien genau zu wissen, was er zu tun hatte. Markus hatte ihn schon häufiger dabei beobachtet, wie er Stuten dabei geholfen hatte, ihre Fohlen auf die Welt zu bringen, und wusste ungefähr, was er machen musste. Er bedeutete Matthias, wie er zuzufassen hatte, und kniete sich in seine Position.

Max zeigte derweil Marie, was sie zu tun hatte.

»Immer nach hinten streicheln, immer über den Bauch.« Er nahm ihre Hände, führte sie, bis Marie alleine den Rhythmus gefunden hatte, dann kniete er sich hinter das Pferd. Mit einer Sanftheit, die man dem grobschlächtigen Kerl nicht zugetraut hätte, führte er seine Hand in den Geburtskanal.

»Ich kann Beine fühlen«, sagte er leise.

Matthias war verwundert, dass die Stute jetzt stillhielt. Bei seinen Versuchen, an sie heranzukommen, hatte sie wie wild ausgekeilt, während sie jetzt nur noch mit den Augen rollte und leise schnaubte.

»Gleich, Mama Pferd. Max tut nicht weh dem Kind!« Er zog ein wenig, das Pferd gab ein heiseres Wiehern von sich, dann ein kurzer Ruck, und das Fohlen glitt aus der hellen

Stute heraus. »Könnt Mama loslassen«, brummelte der Riese zufrieden. Die Stute drehte sich zu ihrem Fohlen, schnaubte und stupste es an. Mit großen Augen sah sie dankbar zu Max, der nur vor sich hin grinste. Marie umarmte ihn.

»Du bist ein echter Held, weißt du das?«

Max wurde über und über Rot.

»Nur gut mit Pferden kann«, murmelte er leise.

Es dauerte eine Weile, dann erhob sich die Stute, die Nabelschnur riss und sie leckte ihr Kleines sanft ab.

»Fohlen jetzt auch aufstehen muss!«, befand Max. Er kniete sich neben das Neugeborene, neugierig beäugt von der Mutter. »Komm, Kleines, auf die Beine!«

Sanft half er dem Fohlen auf, das sich sofort mit noch leicht wackeligen Beinen zu seiner Mutter begab, welche wieder leise schnaubte und ihr Kleines säugte. Max nickte zufrieden.

»Alles gut! Kind und Mama gesund, wird starkes Pferd!«

Marie weinte vor Glück. Es setzte ihr entsetzlich zu, wenn eines ihrer Tiere litt, auch noch nach all den Jahren, in denen sie den Hof führten.

»Ich habe gedacht, wir verlieren sie«, sagte sie zu Markus. »Aber Max ist wirklich jemand, der sich auf Pferde versteht.«

»Das kannst du laut sagen«, erwiderte der junge Soldat schmunzelnd. »Hauptmann von Waldow sagt immer, er hat noch nie einen besseren Pferdekenner gesehen. Jedes Tier wird in seinen Händen lammfromm. Er sieht hin und weiß, was ihm fehlt, wenn es krank ist. Und er hat wohl mehr Fohlen auf die Erde geholt, als ich zählen kann.«

»Max hat Hunger«, kam es aus dem Mund des grinsenden Hünen. Das war seine Art, mit Lob umzugehen.

»Ich mache Frühstück«, lachte Marie, ging zu ihm und gab ihm einen Kuss auf die Wange. »Und dann müsst ihr erzählen, was euch noch widerfahren ist. Heute wird nicht

gearbeitet, es wird Regen geben. Also, ab mit euch, wascht euch. Die Kinder gehen zu einem unserer Pächter, also haben wir Zeit und Ruhe.«

Gehorsam zogen die Männer los und wuschen sich. Nach einem mehr als ausführlichen Frühstück und nachdem Marie die Kinder zum Spielen abgegeben hatte, sah Markus erst lange aus dem Fenster.

»Ihr fragt euch sicher, warum wir hergekommen sind. Es ist nicht nur, weil wir euch wiedersehen wollten. Das, was jetzt kommt, ist für mich der schwerste Teil der Geschichte. Aber ich hoffe, dass sie doch noch gut ausgeht.«

Matthias sah ihn ernst an.

»Dass du uns nicht nur aus Höflichkeit besuchst, war mir sofort klar. Und jetzt spann uns nicht länger auf die Folter.«

Markus nickte und begann.

Erster Teil

Nürnberg, Juli 1532

Markus stand neben Hauptmann von Waldow im Verhandlungssaal direkt hinter dem Stuhl Kaiser Karls V. Man hatte sie von Schmalkalden abberufen, um für seine Sicherheit zu sorgen. Der Kaiser steckte in zähen Verhandlungen mit den Vertretern des Schmalkaldener Bundes.

»Der Kaiser und der Bund«, hatte von Waldow gesagt, »in einem Raum. Das ist ungefähr so, als wenn man sich in einen Zwinger begibt, in dem es vor ausgehungerten Wölfen wimmelt.« Nach einem kurzen Seitenblick auf Bandit lächelte er. »Ich hoffe, du nimmst mir das nicht krumm«, zwinkerte er dem Wolf zu. »Aber leider darfst du nicht mit hinein.«

Markus hatte zunächst nicht begriffen, worum es ging, als man sie von Schmalkalden aus nach Nürnberg in Marsch gesetzt hatte. Sein Hauptmann hatte es ihm erklärt.

»Sieh, Markus, das ist Politik. Die Osmanen haben sich einige Gefechte mit Kaiser Karls Truppen geliefert. Sie sind wieder recht stark geworden und sitzen in Ungarn. Der Kaiser befürchtet, dass sie sich wieder Richtung Wien aufmachen, und das möchte keiner von uns.«

Markus hatte genickt. Nur zu gut war ihm die Zeit im belagerten Wien im Gedächtnis geblieben.

»Das wäre eine Katastrophe.«

»Und zwar eine gewaltige. Nun hat Kaiser Karl das Problem, dass er auf der einen Seite die Osmanen hat, die ihm im Magen liegen, und auf der anderen Seite das Bündnis, von dem man nicht weiß, ob seine Mitglieder die Gelegenheit nutzen, wenn Karl seine Heere gegen die

Osmanen schickt. Einen Krieg an zwei Fronten kann der Kaiser nicht führen. Es fällt ihm schon schwer, genug Männer für einen Feldzug gegen die Osmanen zu finden. Also muss er versuchen, wenigstens für die Zeit, die er braucht, um die Osmanen zurückzudrängen, im Reich Frieden zu schaffen.« Er machte eine kurze Pause. »Und die Krone Ungarns hat er dabei mit Sicherheit auch im Blick.«

Das hatte Markus verstanden. Nicht auszudenken, wenn auf einmal im Reich selber das Bündnis mit Waffengewalt gegen die weitgehend ungeschützten katholischen Städte zöge.

Er dachte kurz an Schmalkalden und den bitterkalten Winter zurück. Nach dem misslungenen Entführungsversuch Steffan Rabensteiner zu Döhlaus hatte er von ihm und Ferdinand von Ravensburg nichts mehr gesehen oder gehört. Dieser war seltsamerweise nur wenige Tage nach dem Vorfall abgereist. Gerüchten zufolge war er wieder zurück nach Ravensburg gezogen, aber genaues wusste Markus nicht. Im Grunde genommen wollte er es auch nicht wissen.

Seit Tagen wurde bereits verhandelt. Zunächst war es darum gegangen, ob und wie viele Soldaten jedes der Lager mit in den Saal nehmen durfte. Von Waldow hatte sich am Ende durchsetzen können, dass er gemeinsam mit Markus, von Gaisberg, Georg Bachmüller und Fritz Astheimer die persönliche Bewachung des Kaisers übernehmen würde. Man traute ihnen eine gewisse Neutralität zu, die man der persönlichen Leibwache des Kaisers absprach.

Die Gespräche ermüdeten Markus, aber von Waldow hatte ihm eingeschärft, dass er keinen Moment unaufmerksam sein durfte.

»Auch bei solchen Aufträgen musst du für deine Männer ein Vorbild sein. Gähnst du, werden auch sie gähnen. Schläfst du ein, ist die Katastrophe schon passiert. Mir ist

klar, dass du nicht alles verstehst, was vor sich geht. Mir geht es nicht anders. Trotzdem musst du stets alles im Auge behalten. Man weiß nie, ob sich nicht irgendwo ein Attentäter verbirgt.«

Immer wieder rief der junge Soldat sich diese Worte in Erinnerung, sah von einem zum anderen, achtete auf jede Bewegung, vor allem von den Soldaten, die auf der anderen Seite standen. Seine Hand ruhte unablässig auf dem Schwertgriff, bereit, sofort den Kaiser mit seinem eigenen Leben zu verteidigen. Dieser sah noch kranker aus als sonst. Sein Gesicht war schneeweiß, die Lippen blutleer. Es schien ihm große Mühe zu bereiten, seine wahren Gedanken über die Lutheraner für sich zu behalten, aber es blieb ihm keine Wahl. Und das wusste er.

Markus kniff die Augen zusammen, als die Verhandlungspartner sich erhoben. Mit einer mehr als nur angedeuteten Verbeugung verließen die Mitglieder des Bundes den Saal, nachdem man den Beratern des Kaisers ein Dokument ausgehändigt hatte. Endlich konnte Markus sich etwas entspannen.

Der Kaiser las das Dokument, knirschte mit den Zähnen. Notgedrungen musste er einem Kompromiss zustimmen, der ihn in arge seelische Bedrängnis brachte.

»Und Ihr seid Euch sicher, dass es der einzige Weg ist?«, fragte Karl leise seine Berater, die ihm den Vertragsentwurf vorlegten.

In diesem waren die Ergebnisse der Verhandlung festgeschrieben. Sie besagten, dass der Kaiser und die Protestanten eine gegenseitige Rechts- und Friedensgarantie abgaben und die protestantischen Reichsstände in den Reichslandsfrieden aufgenommen wurden. Mit diesem Vertrag wurde das Wormser Edikt aus dem Jahr 1521, in dem Luther und die Protestanten unter

die Reichsacht fielen, aufgehoben. Somit würde ihnen die Ausübung ihrer Religion ohne Repressalien ermöglicht.

Der Vorteil war, dass Karl sich dadurch die Zeit erkaufen konnte, um sich mit den Türken zu befassen, und keine Sorgen um einen möglichen Konflikt im Reich machen musste. Einer der Berater beugte sich zum Kaiser herüber.

»Hoheit, die Optionen, die wir haben, sind äußerst beschränkt. Ihr wisst, wendet Ihr Euch gegen die Osmanen, so kann es hinter Eurem Rücken dazu führen, dass das Bündnis die Gelegenheit ergreift und die Reformation mit dem Schwert weiter ausgebreitet wird.«

Karl sah zur Decke des Saales. Das war ein Albtraum. Es würde einen Krieg an zwei Fronten bedeuten, den er weder personell noch finanziell in der Lage war zu führen. Er saß buchstäblich in der Falle.

»Was wird der Papst dazu sagen?«, murmelte er leise.

»Hoheit, verzeiht, aber Ihr müsst Euch entscheiden. Mit Sicherheit wird der Heilige Vater nicht sehr erbaut sein, um es vorsichtig auszudrücken. Doch er ist nicht an Eurer Stelle. Würde er Euch mit finanziellen Mitteln helfen, nun, dann könnte man vielleicht ein weiteres Heer unterhalten, das die Gefahr hier im Reichsgebiet beenden könnte. Aber so ...«

Karl nickte erneut.

»Nun denn, lasst die Abgesandten wissen, dass wir diesen Vertrag unterzeichnen werden.«

Er erhob sich und ließ sich von Markus und Hauptmann von Waldow in seine Gemächer begleiten. Am nächsten Tag unterzeichnete man den Vertrag, der allgemein als ›Nürnberger Anstand‹ bezeichnet wurde.

Als der Kaiser Nürnberg verlassen hatte, atmete von Waldow auf.

»Das ist ja noch einmal gut gegangen. Du hast gute Arbeit geleistet, Markus.«

»Danke, Hauptmann. Habt Ihr etwas dagegen, wenn ich mich in der Stadt umsehe?«

Von Waldow grinste.

»Umsehen? So nennst du das?« Ihm war klar, dass der junge Mann seine Schritte zu einer der Huren lenken würde und konnte es ihm nicht verdenken. »So lange du und das, was du dir ›ansehen‹ willst, heil bleiben, habe ich nichts dagegen.«

Markus lächelte. Er hatte gehört, dass auf der anderen Seite der Stadt ein Gauklerlager sein sollte und hoffte, dass es Silvanus war und er Anna sehen konnte. Aber zwei Stunden später kam er enttäuscht zurück. Es waren fremde Fahrensleute gewesen und sie hatten auch nichts von Silvanus und seiner Truppe gehört oder gesehen. Das Angebot einer hübschen Hure hatte er jedoch nicht abgelehnt und sich so zumindest etwas entspannen können.

Als er im Lager seiner Einheit ankam, wartete bereits von Gaisberg auf ihn und grinste ihm entgegen.

»Ausgevögelt?«, lächelte er. »Dann komm, der Hauptmann will dich sehen. Er hat Besuch und will, dass du dabei bist.«

»Besuch? Wer denn?«

»Was weiß ich, sieht aus wie ein Bischof.« Er legte den Kopf schief. »Du scheinst es ja mit diesen Eminenzen zu haben.«

Er spielte damit auf das freundliche Verhältnis von Markus auf Konrad von Thüngen, dem Erzbischof von Würzburg an. Markus grinste.

»Na, wenn mir das hilft, in den Himmel zu kommen ... so oft wie ich sonst sündige können gute Beziehungen nicht schaden!«

Etwas später saß er mit seinem Vorgesetzten und Bischof Franz von Waldeck zusammen. Der Geistliche hatte Markus lange angesehen.

»Du bist also Markus«, hatte er mit leiser Stimme gesagt.
»Konrad von Thüngen hat mir von dir erzählt. Er meinte, du wärest, trotz deiner Jugend, sehr weise.«

»Ihr schmeichelt mir, Eure Eminenz. Ich bin nur ein einfacher Soldat.«

Von Waldeck lächelte.

»Auch, dass du sehr bescheiden bist, hat er mir berichtet. Aber genug geplappert, wir haben wichtige Dinge zu bereden.«

Sie setzten sich an einen Tisch. Der Geistliche legte seine Hände zusammen.

»Als ich Konrad von Thüngen um Rat bat, hat er mir gesagt, ich solle mich an Euch«, er blickte Hauptmann von Waldow an, »wenden und an dich.« Ein kurzer Blick zu Markus folgte. »Er meinte, Eure Truppe wäre eine der besten, die er kennt. Nun, die ganze Angelegenheit ist, um es gelinde auszudrücken, sehr problematisch.« Er wandte sich direkt an den Hauptmann. »Sagt mir, habt Ihr die Namen Bernd Rothmann oder Jan Matthys schon einmal gehört?«

»Die Namen sind mir bekannt«, erwiderte von Waldow.
»Sind das nicht Wiedertäufer?«

»In der Tat, das sind sie. Ihre Auffassung der Taufe ist in den Augen der katholischen Kirche nichts anderes als Ketzerei. Und, so weit ich weiß, ist auch Martin Luther kein Freund dieser Sekte.«

»Entschuldigt, Eminenz, aber was genau sind diese Wiedertäufer?«

Markus konnte nicht anders, er musste diese Frage stellen, hatte er doch bisher noch nie etwas davon gehört.

»Diese Anabaptisten legen das Neue Testament für sich so aus, dass sie zum Beispiel den Staat und die Kirche trennen wollen. Das alleine ist schon absurd! Doch noch schlimmer ist es, dass sie für die Taufe ein aktives, also selber

abgelegtes, und persönliches Glaubensbekenntnis voraussetzen.«

Markus dachte kurz nach.

»Also taufen sie keine Säuglinge?«

»So ist es. Ein von den Eltern abgelegtes Bekenntnis lehnen sie ab. Was das heißt, kannst du dir bestimmt denken, oder?«

Der junge Mann nickte. Ein nicht getauftes Kind, das starb, würde niemals in den Himmel kommen, so hatte er es verstanden.

»Und wer ist dieser Matthys?«

Markus sah den Bischof neugierig an. Der seufzte.

»Wir wissen nicht viel über ihn, aber es scheint, als ob er sich als Anführer der Wiedertäufer fühlt. So weit wir in Erfahrung bringen konnten, stammt er aus Amsterdam. Er ist ein glühender Verfechter dieser Abscheulichkeit, die er als ›den wahren Glauben‹ tituliert. Nicht genug, er nennt seine Prediger ›Apostel‹ und verhöhnt damit unseren Erlöser. Es heißt, er lehnt die Verbreitung seiner Lehre alleine durch Worte ab und wird auch nicht davor zurückschrecken, seine Überzeugung mit Feuer und Schwert zu verbreiten. Und nur Gott alleine weiß, wie viele Tote es dann geben wird.«

Markus nickte. Er hatte verstanden.

»Aber was hat das mit uns zu tun, Eminenz?«, fragte jetzt von Waldow.

»Dazu komme ich gleich, lieber Hauptmann. In Münster lebt Bernd Rothmann, einer der schlimmsten Anabaptisten. Die Handwerker Gilde unterstützen ihn. Und diese Gilde sind sehr, sehr mächtig!« Er seufzte. »Wir haben diesen Rothmann bereits mit einem Predigtverbot belegt und ihn auch des Landes verwiesen. Aber«, er hob die Arme, ließ sie wieder sinken, »bisher konnten wir es nicht durchsetzen. Im

Gegenteil, dieser Rothmann ist stärker denn je. Seine Anhänger schützen ihn.«

Von Waldow kratzte sich am Kopf.

»Sagt, Eure Eminenz, hat das am Ende nicht auch damit zu tun, dass Münster eigentlich zur Zeit keinen Bischof hat?«

Von Waldeck zuckte zusammen.

»Ich sehe, Ihr seid mehr als gut informiert. Es stimmt, ich bin noch nicht der eingesetzte Bischof, aber ich bin zuversichtlich, es in absehbarer Zeit zu werden.«

Der Hauptmann zog die Augenbrauen hoch. Er hatte von den Streitigkeiten um den Bischofssitz gehört, als er am Vorabend mit einem der Hauptleute des Kaisers zu Abend gegessen hatte. Er war allerdings der Meinung gewesen, es ginge ihn nichts an. Jetzt wurde er allerdings eines Besseren belehrt.

»Ich gehe davon aus, dass Ihr nicht gekommen seid, um Hilfe zu erbitten.«

»Ihr habt wieder Recht.« Er reichte von Waldow ein gesiegeltes Dokument, das er aus der Tasche seiner Robe zog. »Lest selber.«

Der Hauptmann brach das Siegel und las. Es war eine Order, sich mit von Waldeck nach Münster zu begeben und für Ordnung zu sorgen, nötigenfalls auch mit Gewalt. Bernd Rothmann war zu ergreifen und außer Landes zu schaffen. Er sah Markus an und las ihm das Dokument vor. Als er geendet hatte, blickte er wieder zu von Waldeck.

»Ihr erwähntet noch Jan Matthys. Ist er ebenfalls in Münster?«

»Nicht, dass ich wüsste«, erhielt er zur Antwort. »Aber es gibt Gerüchte, nach denen er sich in die Stadt begeben will.«

»Hoffen wir, dass es bei den Gerüchten bleibt.« Er erhob sich. »Eminenz, wir stehen Euch zur Verfügung. Aber wir

brauchen noch zwei oder drei Tage, bis wir abmarschbereit sind. Es ist ein weiter Weg nach Münster, da müssen wir uns vorbereiten, vor allem, was Proviant und Waffen betrifft. Wir wollen nicht ins offene Messer laufen.« Er wandte sich an Markus. »Du gehst gleich los und siehst nach den Pferden. Ich muss wissen, ob sie alle gesund sind. Und bereite Max darauf vor, dass es ein harter Marsch wird, vor allem für die Tiere. Er weiß dann, was zu tun ist.«

Markus erhob sich. Von Waldeck stand ebenfalls auf und reichte ihm die Hand.

»Du hast nicht sehr viel gesagt, aber an deinen Augen sehe ich, dass du begriffen hast, worum es geht.«

Als der junge Soldat gegangen war, stützte sich von Waldow auf dem Tisch ab.

»Also, Eure Eminenz, ich wollte das jetzt nicht vor einem Untergebenen mit Euch diskutieren, auch wenn Markus schon beinahe mein Vertreter ist. Aber ich sage Euch offen: Diese Sache schmeckt mir nicht! Gerade eben hat der Kaiser einen Vertrag ausgehandelt, der den Frieden im Reich sicherstellt, und jetzt kommt Ihr und ich soll möglicherweise in den Kampf ziehen.« Er hob die rechte Hand, als von Waldeck etwas erwidern wollte. »Ja, ich weiß, es geht nicht gegen den Bund oder die Lutheraner an sich. Doch mit etwas bösem Willen kann man daraus eine Kriegshandlung konstruieren, die mich den Kopf kosten kann. Ist Euch das klar?«

Von Waldeck schluckte, dann nickte er.

»Ja, Hauptmann. Das ist mir klar, aber es war weder Konrad von Thüngen noch mir bewusst, dass ein solcher Vertrag geschlossen werden könnte. Und die Gefahr, dass die Lutheraner sich dadurch erheben, ist gering, da Martin Luther die Wiedertäufer ebenfalls ablehnt. Nicht nur das, wenn man dem, was uns zugetragen wurde, Glauben schenken darf, dann ist er sogar der Meinung, dass man

diese Ketzer allesamt auf den Scheiterhaufen stellen sollte. Und sein Wort hat einiges Gewicht. Ich bin allerdings der Auffassung, das es genügen sollte, der Schlange den Kopf abzuschlagen. Und wir dürfen auf keinen Fall Märtyrer aus ihnen machen.«

»Da habt Ihr nicht ganz unrecht. Nun, ich habe meine Befehle. Diese werde ich befolgen. Doch seid gewiss, dass ich nicht gegen die Menschen in Münster die Waffen erheben werden, so lange sie uns nicht direkt angreifen. Es ist eine heikle Mission. Ich werde das auch so meinen Männern mitteilen. Ich denke, ich habe mich klar ausgedrückt.«

»Das habt Ihr, Hauptmann. Ich danke Euch für die offenen Worte.«

»Dankt mir, wenn wir diese Angelegenheit heil überstanden haben.«

Regensburg, 27. Juli 1532

Ferdinand von Ravensburg hätte vor Freude am liebsten laut gejubelt. In seiner Hand hielt er ein Dokument, las es immer und immer wieder.

»Endlich! Danke, Herr, dass du in deiner unendlichen Weisheit die Herzen derer erleuchtet hast, die hier getagt haben.« Er erhob sich von seinem Schreibtisch. »STEFFAN!«, rief er in den Flur.

Der Gerufene erschien auf der Stelle aus einem anderen Raum, in dem er über Verhörprotokollen brütete. Es gab wenig zu tun in Regensburg, das machte ihm zu schaffen. Aber treu erledigte er seine Arbeit, immer auf der Suche nach einer Hexe.

»Eminenz?«, fragte er leise.

»Ich möchte, dass du uns etwas Wein besorgst, aber nicht dieses verdünnte Traubenwasser! Es gibt etwas zu feiern! Spute dich. Bald schon werden wir diese Stadt verlassen und endlich auf Hexenjagd gehen können.«

Steffan wollte eine Frage stellen, doch nach einem Blick auf den Inquisitor lief er zum nächsten Wirtshaus und erstand einen Krug vom besten Wein. Wieder zurück, hielt ihm von Ravensburg das Dokument hin. Er las es und schluckte.

»Constitutio Criminalis Carolina. Was bedeutet das, Eminenz?«

»Das, mein junger Freund, heißt, dass es eine einheitliche Gesetzgebung im Reich gibt. Wenn jemand angeklagt wird, egal, ob es hier oder in Würzburg geschieht, gelten überall die gleichen Richtlinien. Und es wird überall das gleiche Urteil geben. Es gibt keine unterschiedlichen Auffassungen mehr!«

»Aber was bedeutet das für uns?«

»Mein lieber Steffan, mir ist entfallen, dass du leider nicht so gebildet bist. Es bedeutet, dass die peinliche Befragung jetzt festgeschrieben wurde. Fehlen Beweise oder ein Geständnis, darf diese durchgeführt werden.« Er lächelte. »Bisher waren wir dabei immer wieder darauf angewiesen, dass man uns unterstützt hat. Es hat zwar nie Probleme deswegen gegeben, aber mit großer Sorge sehe ich, dass man immer mehr dazu übergeht, allzu sehr human zu sein. Mit dieser Criminalis jedoch sind wir im Recht!«

Steffan nickte.

»Also heißt das, wir dürfen jetzt eher foltern?«

»So lege ich es aus. Und darum, mein junger Freund, werde ich dir zur Feier dieses Tages ein Geschenk machen.« Er ging zu einer Truhe, aus der er ein in Leinen eingeschlagenes Paket holte und an zu Döhlau übergab. »Öffne es, du hast es dir verdient.«

Steffan blieb der Mund offen stehen, als er das Leinen abgewickelt hatte. In seiner Hand hielt er eine schwarze Kutte, gleich der, die von Ravensburg trug, dazu ein schweres Kreuz aus schwarzem Holz, verziert mit vier Rubinen.

»Was ...?«

»Ich möchte, dass du dies in Zukunft trägst! Die Rubine stehen für die Wunden Christi. Je einer an jeder Hand, einer an den Füßen und einer, wo der Speer des Soldaten unserem Herrn in die Seite gestoßen wurde.«

Steffan von Döhlau verbeugte sich tief.

»Ich danke Euch, Eminenz.«

»Geh und zieh sie an, ich will sehen, wie es aussieht.«

Nach nur wenigen Augenblicken hatte zu Döhlau sich umgezogen. Von Ravensburg nickte.

»Sehr gut! Nun ist für jeden sichtbar, zu wem du gehörst.«

Zum ersten Mal, seit Steffan von Rabensteiner zu Döhlau in Schmalkalden die Niederlage gegen Markus erlitten hatte,

fühlte er sich wieder gut.

Münster, Dezember 1532

»Verdammt! Und das vor unseren Augen!«

Von Waldow tobte. So hatte Markus seinen Vorgesetzten lange nicht mehr gesehen. Aber er verstand, warum der Hauptmann so reagierte.

Nicht genug, dass man nicht verhindern konnte, dass in Münster in allen Stadtkirchen jetzt evangelische Prediger zu den Menschen sprachen. Auch das vom mittlerweile ernannten Bischof von Waldeck verhängte Handelsverbot mit der Stadt und die Beschlagnahmung von Vieh der umliegenden Bauernhöfe zeigte keinerlei Wirkung. Es war von Waldow schwergefallen, den Bauern ihre Rinder, Schweine und Schafe zu nehmen. Im Traum sah er immer wieder die weinenden Frauen und Kinder; die Männer, deren Existenz er damit möglicherweise vernichtet hatte. Dennoch tat er seine Pflicht, wurde allerdings immer missmutiger und gereizter.

Und gerade hatte Markus ihm gestehen müssen, dass sich eine wahre Katastrophe ereignet hatte.

»Wer war dafür verantwortlich?«, fauchte von Waldow mit geballten Fäusten. »Wer hatte dafür Sorge zu tragen, dass eben dies nicht geschieht?«

»Linhard Karlin, Hauptmann. Er war mit zehn Männern zum Schutz eingeteilt.«

»Schaff mir diese Missgeburt sofort her!«, blaffte von Waldow. »Wer ist auf die glorreiche Idee gekommen, ihn einzuteilen?«

Markus verzog keine Miene.

»Ihr, Hauptmann.«

Von Waldow stutzte einen Moment, dann fiel es ihm wieder ein.

»Stimmt. Er hatte darum gebeten, diese Aufgabe zu übernehmen.« Er ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen. »Es schien ja nicht so, als ob es wirklich schwierig werden würde und er sollte zeigen, dass er Männer führen kann. Was ist mit den anderen?«

»Sitzen da und brüten vor sich hin. Sie verstehen nicht, wie das geschehen konnte.«

»ICH AUCH NICHT!«, erklang plötzlich eine Stimme vom Eingang. »Hauptmann, wie erklärt Ihr mir das?«

Bischof Franz von Waldeck trat ein, sein Gesicht zornesrot. Von Waldow sprang auf und sah dem Geistlichen ins Gesicht.

»Ich kann es nicht erklären, noch nicht.«

»Sagt mir, wie kann es sein, dass Eure Männer eine einfache Aufgabe nicht erfüllen können? Ihr solltet die bischöflichen Berater in Telgte schützen! Wisst Ihr, wie wichtig diese Beratung war? Es sollten weitere Maßnahmen gegen Münster beschlossen werden, und jetzt haben diese dickköpfigen Münsteraner sie in ihrer Gewalt. Damit sind mir die Hände gebunden.«

»Eure Eminenz, mir ist klar, was das bedeutet. Aber gebt mir die Möglichkeit, mit den Männern zu sprechen, damit ich weiß, was geschehen ist. Entschuldigt mich bitte.«

Er gab Markus einen Wink, mit ihm zu kommen, und suchte nach Karlin. Er fand ihn in einem Zelt, wie er vor sich hinstarrte. Wider Erwarten war er nüchtern. Der nur mittelgroße Mann war, wie alle wussten, oft betrunken. In diesem Zustand war er jedoch ein Kämpfer, der vor nichts und niemandem Angst hatte. Vor einem Kampf wurde er regelrecht abgefüllt. Nüchtern jedoch war er unscheinbar und glänzte nicht gerade durch Verlässlichkeit. Als von Waldow und Markus eintraten, sprang er auf.

»Hauptmann, ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

Von Waldow betrachtete ihn von oben bis unten. Als er mit seinem Trupp losgezogen war, hatte er eine blitzsaubere Uniform getragen. Jetzt allerdings sah sie aus, als habe er damit schon in Wien die Osmanen bekämpft, verdreckt, zerrissen und schlecht sitzend. Das war der Anblick, den von Waldow von ihm gewöhnt war.

»Was ist geschehen? Du bist zu mir gekommen, hast mich angefleht, dir endlich ein Kommando zu geben. Und jetzt hast du mich enttäuscht.«

Karlin zuckte zusammen, als wenn ein Peitschenschlag ihn getroffen hätte.

»Die Berater haben uns nicht mit in das Gebäude gelassen. Wir mussten draußen warten. Und es war kalt. Also habe ich nur zwei Männer abgestellt, die den Eingang bewachen sollten. Dass die Münsteraner bereits im Haus waren, wussten wir nicht.«

»Und du bist nicht auf die Idee gekommen, vorher nachzusehen, ob alles in Ordnung ist?«

»Doch, wir haben von oben bis unten alles durchkämmt. Aber wie sollten wir erkennen, ob die Bediensteten dort Münsteraner sind oder nicht? Als am Abend keinerlei Lichter aufflammten, wurde ich misstrauisch und wir sind hineingegangen. Es war niemand mehr da. Keine Spur! Im Keller fanden wir einen Verschlag, der uns am Morgen entgangen war, darin waren die echten Bediensteten, gefesselt und geknebelt. Sie erzählten uns, dass man sie vor Sonnenaufgang, als sie alles vorbereiteten, überfallen und eingesperrt hatte.«

»Habt ihr die Verfolgung aufgenommen? Und wie sind sie aus dem Haus überhaupt herausgekommen?«

»Ich habe die beiden Männer befragt, die vor dem Hauptportal Wache gehalten haben. Dort ist niemand herausgekommen. Dass es einen zweiten Ausgang gab, der durch den Keller führt, habe ich übersehen.«